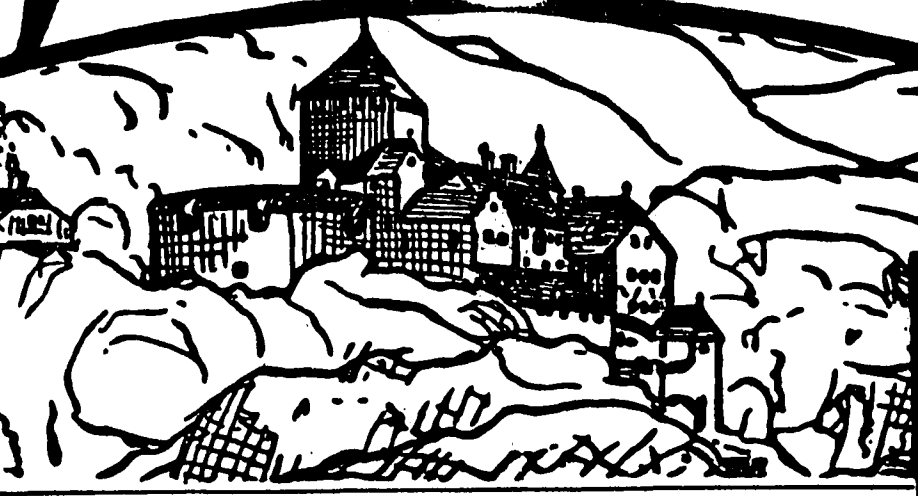


Liechtensteiner Volksblatt

Bezugspreise: Inland und Schweiz jährlich Fr. 11.—, halbjährlich Fr. 5.50, vierteljährlich Fr. 2.80. Deutschland halbj. Fr. 7.50, vierteljährlich Fr. 3.80. Das übrige Ausland halbj. Fr. 8.50, vierteljährlich Fr. 4.30. Amerika ganzj. Fr. 20.—. Postamtlich bestellt 30 Rp. Zuschlag. Bestellungen nehmen entgegen: Die nächstliegenden Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei An (Rheinfall) Tel. Nr. 73.160. Schriftleitung: Schaam, Telefon Nr. 55. Verwaltung Vaduz, Telefon Nr. 43.



Organ für amtliche Kundmachungen

Anzeigenpreise: die 1spaltige Millimeterzelle Anzeigen Reklaman Inland 4 Rp. 8 Rp. Angrenz. Rheinfal (Sargans bis Sennwald) 6 Rp. 12 Rp. Uebrig Schweiz 7 Rp. 14 Rp. Ausland 8 Rp. 14 Rp. Anzeigenannahme für das Inland und Feldkirch: Verwaltung des Blattes in Vaduz, Tel. Nr. 43; für das Rheinfal, Schweiz und übriges Ausland: Schweizer Annoncen S.-G. St. Gallen, Tel. Nr. 2.35.30; und übrige Zweiggeschäfte.

Kultur, Wirtschaft und Mittelstand.

(Referat Eugen Wyler vom 27. November im Rathausaal, Vaduz.)

(Fortsetzung.)

Erlauben Sie mir in diesem Zusammenhang ein Wort über meine Heimat einzuflechten, das da und dort sicherlich auch für unsern lieben Nachbar Liechtenstein eine Bejahung ähnlichen Wesens enthält: Die Schweiz unterscheidet sich von verschiedenen neuzeitlich aufgebauten Staaten des modernen Jahrhunderts, die alle Kräfte der ganzen Nation in einer festgeschmiedeten Einheit zur höchsten Staatsmacht zusammenfassen, vor allem dadurch, daß sie die mit einer derartigen Einmauerung des Einzelnen unausweichlich verbundene Verstaatlichung des Menschen und seines Lebens aus ideellen Gründen ablehnt. Die Staatsidee der Eidgenossenschaft strebt als Höchstes nicht die Alleinmacht des Staates an, sondern die freie Entfaltung des Menschen. Wenn die eigenen Leistungen, wenn das Errungene, wenn die Einrichtungen u. selbst das Leben nicht mehr dem selbst schaffenden Menschen gehören, sondern dem Staat, ist das naturgewollte schöpferische Bedeuten des Menschen als freier Einzelner ausgeschaltet. Diese Ordnung des Gemeinschaftslebens ist nicht das Ideal der Schweiz. Die Staatsidee der Schweiz ist nicht Aufspitzung der Macht gegen Außen, sondern Freisein des Einzelnen und Nächstenhilfe von Mensch und zu Mensch. In der Schweiz ist der Staat nicht Selbstzweck, er ist für den Menschen da und nicht der Mensch für den Staat. Aber gerade dieses hohen Menschenideals wegen hat die Schweiz einen viel schwereren Lebensweg und gerade deshalb kommt es in freien Kleinstädern in erster Linie auf die innere Qualität des einzelnen Bürgers an. Eine freie Volksgemeinschaft kommt nämlich auf ihrem Höhenweg genau so weit, als der Einzelne selber empor steigt. Nicht die Organisationen und Einrichtungen schreiten, sondern die Menschen. Ich sage das nicht gegen irgend jemanden, ich sage es nicht als schweizerisches Selbstlob, sondern um anzudeuten, daß der Kleinstaat nicht das materielle, sondern die geistigen Ideale als höchste moralische Kraft besitzt. Der große Jeremias Gotthelf, dessen Werke — so lange es Menschen gibt — nie vergehen werden, ruft uns im Manifest der schweizerischen Scharfschützen-Eidgenossenschaft 1842 zu:

„Nimmer und nimmer dürfen wir es vergessen, und das ist ein Unterschied, der sein soll zwischen uns und andern Völkern, solange wir Schweizer sein wollen, zwischen der Weisheit unserer Väter und der Lehre, welche in der Welt gilt: daß die Kraft bei uns im Einzelnen liegt und jedes Einzelnen Wiege das Haus ist, während andere Völker ihre Kraft in der Masse suchen und der Masse Kraft in ihrer Größe und ihrer Verkittung. Um den Einzelnen kümmert sich keiner und von keinem wird ein Heil erwartet. Die Folgen dieses Uebelstandes werden einst blutig leuchten über Europa. Denn er ist ein unchristlicher und ist geradezu aller brüderlichen Liebe, allem sittlichen Ernst feindlich. Wir Schweizer verwerfen noch solche Lehre. . . . Uns ist der Einzelne Augenmerk und Hauptsache. Jeder für sich soll der rechte sein, dann wird auch das Volk in Masse als das rechte sich darstellen.“

Nun aber ist dieser freie Mensch im freien Lande von einer sehr ernsten Gefahr erfaßt worden. Das Jahrhundert der Technik hat mit der Maschine eine übersteigerte Gemeinwirtschaft gebracht, die das Dasein des Menschen noch mehr vermaterialisiert und den wirtschaftlichen Erfolg zum obersten Ziel werden ließ. Mittelstand, Bauern, Arbeiter, freie Bürger! Hier heißt es: Augen auf! Was hat uns einen neuen Berg ins Land gestellt, der uns allen eine reiche Silberernte verspricht. Aber je länger die Bergwanderung dauert u. je älter wir werden, um so mehr erkennen wir, daß wir daran sind, den falschen Berg zu erklettern. Man hat uns verkündet, die moderne Technik hindere die materielle Not des Menschen, sie befreie ihn von schwerer Arbeit, sie verbillige die Ware und bringe endlich den großen Fortschritt. Aber es ist anders gekommen.

Die Technik ist in die Hände eines rücksichtslosen und geringwertigen Konkurrenzkampfes geraten, sie schafft billige Massenware, aber auch billige Löhne, sie verdrängt den selbständig schaffenden Menschen und ersetzt ihn durch Maschinen, sie ließ reiche und mächtige Großbetriebe noch reicher und noch mächtiger werden, den Kleinen aber ließ sie verarmen, sie schaffte einige Wirtschaftsgeometrie dafür gerieten Millionen andere in die Abhängigkeit, sie versprach dem Menschen den Fortschritt der Zivilisation, aber sie nahm uns die eigene schöpferische Arbeit, ohne die es kein Glück und keine Daseinsfüllung gibt, sie brachte uns den Kino, das Warenhaus und den Lippenstift, aber sie nahm uns

die Seele, sie brachte Massengeist und Massenware, dafür nahm sie uns Eigenwesen und Kultur.

Auch die politischen und geistigen Folgen wollen wir erkennen.

Die große Kraft der freien Demokratie liegt besonders in der Dezentralisation; sie hat kein Einheits-Staatsbürgerrecht, das einen jeden numeriert in eine Masse einschaltet. Die Schweiz beispielsweise stellt eine Einheit in der Vielheit dar, wir haben selbständige Kantone, wir haben Gemeinden, wir haben Familien, alles Zellen des eigenen freien Wachstums, der eigenen Selbständigkeit. Dieses natürlich gewachsene gottgewollte Eigenleben, das zum besten Inhalt unserer Demokratie gehört, würde zerstört, wenn ein Wirtschaftssystem aufkäme, das den selbständig schaffenden Menschen und seine eigene Arbeit ausschaltet und durch Einheits-Massenware u. laufendes Band ersetzt.

Möchten auch unsere Frauen und Mütter, diese Beschützerinnen der Familie, einsehen, daß durch diese neuen Wirtschaftssysteme die innerste und heiligste Zelle der Volksgemeinschaft in schwerster Gefahr kommt. Und dieses innerste Herz unseres Volkes ist die Familie.

Wenn die Schweiz ihre selbständigen Bürger sterben ließe, wenn die tausende von kleinsten eigenen Arbeitsstätten veröden, — von denen auch das kleinste Unternehmen ein Stück Heimat bedeutet — wenn die Schweiz nur noch aus ein paar Massenbetrieben und einem endlosen Heer abhängiger Schreiber und Lohnarbeiter bestehen würde, wäre die Schweiz keine Schweiz mehr. Dann wäre ihre Idee erloschen. Dann wäre ihre Mission dahin.

Trägt man den letzten selbständig schaffenden Menschen zu Grabe, dann trägt man auch den letzten Eidgenossen zu Grabe.

Wenn wir also den Kampf für die selbständige Erwerbsart führen, so tun wir es in allererster Linie aus geistigen Gründen. Vergessen wir nicht: Es ist in der Geschichte noch nie vorgekommen, daß ein proletarisches Volk die Demokratie seelisch und materiell ertragen konnte.

Und wenn die demokratischen Formen in einem Staate auch ängstlich konferviert werden, so stirbt unter diesen Formen die Demokratie auch ohne Staatsumwälzung totlicher ab, wenn sie nicht durch den Panzer eines starken Mittelstandes geschützt wird.

Die politische Freiheit des Volkes und die demokratische Selbstverwaltung lassen sich

nur dann aufrecht erhalten, wenn wir die kleinen freien Wirtschaftler im Volke nicht erdrücken lassen, und wenn wir, das bezieht sich auf die Landwirtschaft, unsere Arbeit und unsere Produktion nicht dem Wildwasser einer rücksichtslosen Weltwirtschaft aussetzen! Die vorgeschlagenen Wirtschaftsartikel der Bundesverfassung sind ein erster Schritt zum Schutz der Kleinen.

Ueber der Handels- und Gewerbefreiheit steht die Freiheit des Einzelnen als Staatsbürger, und diese Freiheit des Einzelnen als Staatsbürger setzt voraus seinen Schutz vor den wirtschaftlichen Gefahren. Sollen wir der Handels- und Gewerbefreiheit die Freiheit des Volkes und den innern Gehalt der Demokratie opfern?

Viel wichtiger als papierne Rechte und demokratische Gepflogenheiten, als Rechte von Parteien und Parlamenten ist der praktische und wirksame Schutz des selbständig schaffenden Menschen vor den Gefahren, die ihm aus dem wirtschaftlichen Liberalismus des 19. Jahrhunderts erwachsen sind.

Führen wir den Liberalismus zurück auf sein ursprüngliches Gebiet. Geistige Freiheit soll er uns bringen und hat er uns gebracht. In der Wirtschaft aber verlangen wir Ordnung und noch einmal Ordnung! Denn nur unter dieser Ordnung ist das Recht und die Freiheit des einzelnen Wirtschafters und Bürgers möglich und gesichert.

Liebe Freunde!

Bauer und Handwerker sind Kulturträger. Sie sind gleichsam die inneren Behauer der Heimat. Die unmittelbare, alltägliche Verbindung mit der Natur weckt die Tugenden der Arbeitsamkeit, der soliden Weisheit, der Sparsamkeit, der Beharrlichkeit und der Treue. Auf dem Lande gedeihen die Menschen wahrer und innerlicher, in den Städten kommt es oft auf den Rittel an oder auf den Lärm. . . .

Wie der Berufsmann dadurch, daß er selber den Hammer schwingt und seine ganze Arbeitsliebe in seine Werke gibt, Schöpferisches leistet, hat auch der Kleinbauer besondere Werte dadurch, daß er selber Hand anlegt. Auch für den kleinsten Besitzer hat die Arbeit einen andern Sinn, als für den Angestellten. Der Kleinbauer ist im eigentlichen Sinne noch Bauer, er verrichtet die Arbeiter selber, er baut die Felder, säet und erntet mit eigener Hand, ähnlich ist es bei dem kleinen Handwerker u. Gewerbetreibenden, sie sind selbstschaffende Menschen, ihre eigenen Hände zimmern und werken und formen, sie lieben

Feuilleton 21 Ein Kind irrt durch die Nacht.

Roman von Paula von Hanstein.

„Jawohl! Bis in den Dreck hinein, aus dem wir beide uns nie wieder herauskrabbeln können; drin bist du, und drin mußt du bleiben, bis du darin erstickst. Und das alles nur durch ihn! Oh, wie habe ich ihn immer gehaßt, wenn er Mutter schlug, wenn er euch arme wehrlose Würmer an den Haaren riß, sich besoffen, wie eine Radehacke, in das eben sauber bezogene Bett warf!“

„Mia schweig! Ich kann das nicht mit anhören!“

Hanne hatte sich die Finger tief in die Ohren gesteckt, um die Worte nicht weiter zu vernehmen. Und doch klangen sie ihr in den Ohren. Wie harte, schreiende Posaunenschläge dröhnten sie ihr noch nach, als sie fluchtartig das Zimmer verlassen hatte und die Treppe hinunterrannte.

Auf der Straße sah Hanne nicht rechts noch links, rannte immer nur geradeaus, machte dann wieder kehrt und lief wie im Kreise um das Häuferviertel herum, nur, um ihre aufgereizten Nerven zu beruhigen.

Endlich war es Zeit, zum Theater zu eilen, und ohne noch einmal in die Wohnung zu gehen, lief sie, wie sie ging und stand, ohne Hut und Mantel, in ihre Garderobe.

Dort herrschte ein müßes Schwagen, Schreien und Loben der vielen Mädchen, die alle an einem langen, schmalen Tisch, der sich rings um den großen viereckigen Raum herumzog, saßen und sich schminkten. Viele waren schon angezogen, andere wieder ließen sich frisieren.

In der Mitte befand sich ein großer Kleiderständer und an diesem hingen die Sachen, die zu dem häufigen Kostümwechsel gebraucht wurden. Die Aufregung war jetzt ganz besonders groß, denn das „Weiße Röhl“ sollte abgesetzt werden, und die Direktion wollte mit einem neuen Stück herauskommen.

Hanne hörte das alles nicht, wie im Traum befangen saß sie vor ihrem Schminktisch und machte sich zurecht — alles automatisch, ohne es zu wissen.

Vergeblich hatte Hanne sich am Ausgang für Mitglieder nach Runo umgesehen — er war nicht gekommen.

In der Nacht konnte sie keine Ruhe finden, wälzte sich in ihren Rissen schlaflos umher,

und kaum, daß der Morgen graute, riß Hanne die Ungebuld aus dem Bett.

Endlich! Endlich wurde es Tag! Kein Brief, keine Nachricht von Runo; aber ein Schreiben von dem Atelierleiter der Mutaschop lag neben der Kaffeetafel.

Sie sollte in drei Tagen zur Aufnahme kommen. Endlich waren sie so weit, daß sie den Film, der verdorben war, wieder erneuern konnten.

Hanne graute vor dem Atelier, graute vor dem Regisseur Schneeweiß, der sie verfolgte, keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ohne daß er sie an sich zu drücken oder gar zu küssen versuchte. Immer entschlüpfte sie ihm geschickt, aber sie fürchtete, den „Mächtigen“ zu reizen und dann nicht mehr beschäftigt zu werden. Und sie brauchte das Geld jetzt mehr denn je, zumal ja, wie die Mädchen sagten, ihnen allen sicherlich gekündigt werden würde.

Als das Paar eine Strecke geritten war, fragte Fräulein Klementine: „Wer war dieses Mädchen? Wohl vom Theater oder Kino?“

Auf „Theater“ und „Kino“ legte sie eine ganz besondere Betonung, und Runo sah, daß sich ihr breiter Mund spöttisch kräufelte,

ihre Oberlippe sich verzog und die weißen, gesunden Zähne wie ein kleines Raubtiergebiß zu sehen waren. Er antwortete ärgerlich: „Was heißt Kino? Ich habe auch schon im Kino gespielt und werde das noch öfter tun. Deine Anschauung ist veraltet, Klementine.“

„Auch für ein Freiräulein von Sensesheim?“ gab sie scharf zurück.

„Auch für ein Freiräulein von Sensesheim. Du auf deinem väterlichen Gut in Bommern scheint nicht zu wissen, daß sich die Welt dreht hat, daß nicht allein die Not die Menschen aller Gesellschaftsklassen durcheinanderwürfelt hat.“

Denke an deine eigenen Brüder, sieh mich selbst an. Wir haben die Offizierslaufbahn eingeschlagen, sind aus all unserer Zukunft herausgerissen worden; was ist denn dein Bruder Wolfgang von Beruf? Versicherungsagent! Na, und Dango? Eintänzer; von Adalbert wollen wir ganz schweigen. Das Gut kann kaum dich und deine Schwester Inge ernähren, und dein armer Vater wird alt und grau vor lauter Sorge.“

Ich habe mich dank meiner Großmutter wenigstens noch anständig aus der Affäre gezogen und auch ich muß sehen, Geld zu verdienen, denn selbst Großi fängt schon an zu kla-